

Die Braut No 68 [Fortsetzung]

Autor(en): **Bolt, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **3 (1927)**

Heft 9

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757865>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE BRAUT No 68

ROMAN VON PETER BOLT

(Nachdruck verboten)

Töten Sie mich nicht! Töten Sie mich nicht! Sie hörte nicht, was er zu ihr sprach. Seine Beteuerungen, daß er ein Freund sei und kein Einbrecher. Daß er zu ihr gekommen sei, um mit ihr zu sprechen. Bloß, um mit ihr zu sprechen. Daß sie ihn bloß anhören sollte.

Sie aber hörte ihn nicht. Und hörte nicht auf zu jammern, zu weinen: «Töten Sie mich nicht! Töten Sie mich nicht!» Ashton begann zu begreifen, daß bis auf weiteres alle seine Bemühungen, alle seine Reden verlorene Liebesmüh seien. Er hörte auf zu sprechen. Er fühlte sich unsäglich unglücklich. Ein unendliches Mitleid erfüllte ihn für dieses liebevolle, hilflose Wesen, mit dem er, wenn auch ungewollt, ein so grausames Spiel getrieben hatte. Er versuchte, sich zusammenzunehmen, seinen ganzen Verstand und alle seine Energien zusammenzuraffen, um diese schreckliche Situation zu beherrschen und das geliebte Weib zu beruhigen. Er suchte verzweifelt nach einem Weg.

Sie aber jammerte in einem fort: «Töten Sie mich nicht! Töten Sie mich nicht!» Einen Augenblick dachte er daran, daß er sich einfach entfernen sollte. Davonlaufen! Weg von hier! Aber er ahnte, daß selbst sein Verschwinden sie in dieser Situation nicht beruhigen könnte. Noch nie hatte er ein Weib in einer solchen Lage gesehen. Er fühlte aber, daß dieser Zustand ein unnatürlicher sein müsse, daß dieses arme Wesen vor Schreck krank geworden sein könne. Er sah ihre wirren Augen, ihren krankhaft zuckenden Mund hörte ihr endloses, immer lauter ertöndes Jammern. Und immer dieselben vier Worte: «Töten Sie mich nicht!» und bis ins Innerste erschüttert, fragte er sich, ob sie nicht plötzlich an diesem Erlebnis irre geworden war.

Nein, er konnte, er durfte sie so nicht verlassen! Geht er jetzt fort und läßt sie so hilflos allein, ohne doch noch den Versuch zu machen, sie zu beruhigen, so könnte sie aus Angst und Furcht wirklich den Verstand verlieren.

Verzweifelt suchte er nach einem Ausweg. Sie aber schrie—es war kein Jammern mehr: «Töten Sie mich nicht! Töten Sie mich nicht!» Außer sich warf er sich auf die Knie vor ihr. Er küßte den Rand des Bettes, auf dem sie lag, faltete die Hände und flehte sie an, ihm doch zu vertrauen. Das Herz preßte sich ihm zusammen. Ein Gedanke kam ihm: Wenn er jetzt weinen könnte, ganz äußerlich, wie alle Frauen weinen und alle Kinder und viele Männer, mit Tränen und Schluchzen! Vielleicht würde sie ihm dann glauben! Aber er hatte nie geweint, nie weinen können.

Er erhob sich und wollte ihr Wasser aus einem Glas anbieten. Darüber erschrak sie noch mehr, setzte sich auf und verlor sich in die Ecke des Bettes. Zog die Bettdecke wie zum Schutze an sich und schrie unaufhaltsam. Da, plötzlich hatte sie das offene Messer, mit dem Ashton die Blechdosen geöffnet hatte, auf dem Tisch bemerkt. Das gab ihr den Rest.

Sie sprang vom Bett hinunter, warf sich ihm zu Füßen, umklammerte seine Knie. Und flehte und jammerte und schrie.

Ashton wagte es nicht, sie vom Boden zu erheben, sie aufzufassen, sie anzurühren. Vor der leiseiten Bewegung, vor irgendeiner Gebärde würde sie ja unfehlbar in eine noch rasendere Angst geraten. So stand er da, unbeweglich, wortlos. Und ließ alles über sich ergehen. Und immer wilder, herzerreißender kam es von ihren verzerrten Lippen: «Töten Sie mich nicht! Töten Sie mich nicht!»

Auf einmal hörte Evelyne Parker auf zu jammern und schreien. Ganz plötzlich. Ashton verstand diese plötzliche Wandlung nicht. Sie kam ganz unerwartet, auf einmal, ohne jeden Uebergang. Auch das Wirre in ihren Augen war von ihr gewichen. Sie sah ihn an, verwundert, aber ohne Furcht.

Später konnte sie es ganz genau aus ihrer Erinnerung feststellen, daß sie schon damals Schritte und Stimmen von draußen gehört habe. Ganz undeutlich. Aber sie hatte sie gehört.

Ashton indessen hatte nichts gehört. Er begriff den Grund ihrer plötzlichen Veränderung nicht. Aber er nahm sich ein Herz, faßte das Weib am Arm und hob sie auf. Sie ließ es geschehen.

«Oh, wenn Sie wüßten, wie sicher Sie mit mir Ihres Lebens sind! Wie wenig Sie von mir zu befürchten haben! Wenn Sie wüßten, weshalb ich hergekommen bin! Wenn Sie mich bloß anhören wollten! Vielleicht ist Ihre große Aufregung, Ihr Schrecken schon vorüber und Sie können mir ruhig, mit Wohlwollen, mit Mitleid

zuhören! Nur eine Stunde, nur dreißig Minuten lang! Mein ganzes Leben bring' ich Ihnen für diese dreißig Minuten dar! Haben Sie doch Erbarmen mit mir! Nur um Ihnen eine einzige Sache zu sagen! Dreißig Minuten bloß! Oder fünfzehn, wenn Sie nicht länger wollen! Um des Herrgotts Willen: erbarmen Sie sich meiner! Hören Sie mich an! Fünfzehn Minuten!»

Die Stimmen wurden draußen lauter. Ashton aber hörte jetzt erst recht nichts. Unaufhaltsam quollen die so lange zurückgedrängten Worte aus ihm heraus.

«Hören Sie mich an! Erhören Sie mich! Ich bin ein junger Mensch aus Perth. Mein Name

zu führen. Entschlossen, sein Leben hinzugeben für diese Frau. Zu sterben, sofort, ohne zu feilschen...

«Sie sind nicht verloren!» flüsterte er, «ich gebe es nicht zu, daß Ihnen auch nur das Geringste geschehe! Sie sind nicht verloren! Sie sind noch nicht zur Ehebrecherin gestempelt! Noch ist nichts verloren! Ich gebe mein Leben für Sie! Um sie zu retten! Denn ich liebe Sie über alles! Glauben Sie ja nicht, daß Sie es mit einem Irrsinnigen zu tun haben! Ich bin ebensowenig verrückt, wie ein Verbrecher! Bin ein armer Kerl, den ein jämmerliches, unerhörtes Mißverständnis, ein dummer Schurkenstreich um

es... Aber jetzt ist alles aus. Ohne Sie könnte ich ja ohnehin nicht leben! Schade, daß Sie mich so arg mißverstanden haben! Ich habe die kostbare Zeit verloren, Ihnen das alles in Ruhe zu sagen. Ich war so jämmerlich ungeschickt! Hab' Sie erschreckt! Hätte doch wissen müssen, daß das nicht so geht! Aber ich weiß so gar nichts von Frauen! Und war so dumm, zu glauben, daß Sie nicht erschrecken würden! Verzeihen Sie! Verzeihen Sie!»

Man riß an den Fenstern und an der Türe. Wilde Schreie waren zu hören. Ashton sah, wie von zwei Seiten Gasrohre unter das Wellblechfundament hindurchgestoßen wurden. Die Leute wollten augenscheinlich die Hütte umstürzen, wenn ihr nicht anders beizukommen war.

Es handelte sich um Sekunden. «Hören Sie mich an,» flüsterte Ashton, «ich muß das für Sie tun, um Sie zu retten, um Ihnen Ihre Ehre, die ich leichtsinnig kompromittiert habe, wiederzugeben! Ich werde Sie rasch knebeln und fesseln, damit die Leute glauben, daß ich Sie berauben, vergewaltigen wollte... verstehen Sie? Vergeben Sie mir! Auch den Knebel vergeben Sie mir! Diese schreckliche Brutalität, Sie zu knebeln! Nehmen Sie selbst den Knebel in den Mund! Bitte, bitte!»

«Nein, nein! Sie sollen das nicht tun! Ich begreife das alles nicht! Aber doch: Sie sollen das nicht tun! Sie sind vielleicht krank! Aber doch kein Verbrecher! So spricht ein Verbrecher nicht! Sie sollen sich nicht leichtsinnig opfern! Nicht sterben! Nein, nein! Ich will nicht! Sie haben vielleicht eine Mutter! Was machen Sie da? Nein... nein... ich mag nicht... will nicht!...»

Aber schon hatte sie einen Knebel im Mund und die Hände mit dem Handtuch gefesselt. Und lag da, rüchelnd. Ihre Augen groß auf den Mann gerichtet, der da kalten Blutes diese schreckliche Komödie aufführte und von dem sie noch immer nicht wußte, ob er nicht doch von Sinnen sei.

Ashton aber warf einen letzten, flehenden Blick auf sie. Dann öffnete er die Türe und stürzte hinaus. Ein wildes Geschrei empfing ihn. Und Frau Parker verlor zum zweitenmal in dieser Nacht das Bewußtsein.

XIII.

Im Magazinsgebäude der Eisenbahn lag Ashton in einer dunklen Ecke, zwischen allerhand Ballen und Kisten, gefesselt. Er konnte sich nicht rühren, auch nicht die geringste Bewegung tun. Ein langer Strick war vielfach um seinen ganzen Körper gewunden, die Arme brutal an den Leib gepreßt. So hatte man ihn hingeschmissen auf den Boden und liegen lassen.

Vergebens versuchte er, sich auf die andere Körperseite zu wälzen. Es ging nicht. Er war so eng zusammengeschnürt, daß er seinem Körper auch nicht den mindesten Schwung geben konnte.

Er empfand einen schauerhaften Schmerz. In allen Gliedern, in den Muskeln und Beinen, in der Brust, im Schädel. Besonders im Schädel. Er fühlte, wie die Stricke an vielen Stellen den Blutkreislauf abgeschnürt hatten, so fest waren sie gezogen.

In dieser schrecklichen Situation verlor Ashton auch für Keinen einzigen Augenblick seine Geistesgegenwart. Er hatte seine Nerven absolut in der Hand. Seine Lebensinstinkte waren wach und auf das schärfste eingestellt. Er gab sich nicht verloren. Im Gegenteil: jetzt wollte er erst recht leben. Den verzweifelten Kampf führen für sein Leben bis zum letzten Atemzug. Sich nicht ergeben, solange sein Herz schlug.

Er empfand keine Furcht. Angesichts der größten Lebensgefahr war es eben erst so leicht gewesen, kaltes Blut zu bewahren! Er hätte nie gedacht, daß man in solchen Fällen, im Angesichte des Todes noch lächeln könnte. Und er hatte gelächelt. Er stand ein Haar breit vor dem sicheren Tod. Wie einen Hund wollten sie ihn niederschlagen. Mitschweren Gasrohren. Und hatten sie schon gegen sein Haupt erhoben. Lächelnd erwartete er den Tod, ohne Furcht, ohne Angst. Wie sonderbar, daß er da keine Angst fühlte! Und hatte doch schon mehrfach im Leben Furcht und Angst gehabt, ganz ohne Grund, aus nichtigen, lächerlichen Anlässen.

Er überwand das peinige Gefühl des Schmerzes. Er sagte sich: es ist ganz nützlich, daß das so schrecklich weh tut! Wenigstens muß ich wach bleiben, der Schmerz verhindert es ganz gewiß, daß ich vor Müdigkeit einschlafe. Und ich darf nicht einschlafen! Meine Lage ist verzweifelt, aber noch nicht ganz hoffnungslos. Es sind schon Menschen aus einer solchen Lage



FÖHNSTIMMUNG

Phot. Feuerstein

ist Ashton, Sim. Ich habe ein schönes Haus in Perth, unten an den Gärten. An den Gärten. Nicht wie dieses hier, im Sand. Mit Blumen und Obstbäumen. Hören Sie mich? Ein Haus an den Gärten. Nicht weit vom Swan-River liegt es!»

Da klopfte man an der Tür. Man hörte Stimmen. Auch Ashton hörte sie nun.

Bestürzt, beschämt, ernüchtert stand er vor dieser Frau, wie ein Schuljunge nach einem mißlungenen dummen Streich.

Sie aber sprach zu ihm ganz ruhig:

«Was wollen Sie? Ich bin verloren. Sie haben mein Leben zerstört! Bin ich nicht hier mit Ihnen allein in meines Mannes Haus, bei Nacht, während er fort ist? Habe ich nicht hinter Ihnen den Schlüssel im Schloß umgedreht? Ich bin zur Ehebrecherin gestempelt! Was hab' ich Ihnen getan?»

Weder Ashton noch Evelyne Parker waren später imstande zu begreifen, wie es überhaupt möglich war, das, was von diesem Augenblick an an Worten und Handlungen folgte, in einer so kurzen Spanne Zeit von kaum einigen Minuten zu erleben. Das aber begriff Ashton später ganz genau, daß er damals, in diesen Augenblicken, erst zum richtigen Mann geworden war. Das beschämende Gefühl, das er eben erst vor dieser Frau gehabt hatte, war vorüber. Er fühlte sich auf einmal nicht mehr wie ein Schuljunge nach einem mißlungenen, dummen Streich. Er war ein Mann, bereit, den größten Kampf

sein Ehemann betrogen hat! Und Sie sind dieses Weib! Es klingt ganz verrückt, ich weiß es. Ich selbst hab' es bloß durch einen Zufall erfahren! Sie hätten mein Weib werden sollen! Ich war Ihnen als Ehemann bestimmt und nicht Parker! Begreifen Sie? Begreifen Sie? Parker selbst weiß nichts davon. Er trägt keine Schuld. Andere haben das gemacht! Begreifen Sie? Begreifen Sie? Nein, Sie begreifen es nicht. Wie könnten Sie auch so eine unmögliche, verrückte Situation begreifen! Aber einerlei. Vor allem geht es jetzt um etwas anderes. Die Leute werden bald eingedrungen sein. Sie werden mich gewiß erschlagen. Sie aber sollen wissen, daß ich aus Liebe für Sie sterbe, aus ehrlicher, tiefer Liebe... denn Sie kamen ja zu mir, direkt zu mir her, weit über das Weltmeer aus ihrem Land... zu mir... und hatten mir schon angehört von Rechts wegen, als Sie von England abfuhren... Nummer 68... das waren Sie... und Nummer 68, das war ich, wir beide waren schon aneinandergereiht in England... begreifen Sie? Schon in London gehörten Sie von Rechts wegen mir an und keinem anderen! Und weil eine unter Ihnen starb... in Singapur, so erzählte man mir... spielte man die Verstorbene aus... der Kommandant machte sich einen Scherz... etwas anderes war's wohl nicht... und zertrümmerte mein Leben... Joe Smith, der Chef-Steward, hat die Nummer gezogen... von ihm weiß ich

ankommen. Ich weiß, ich bin in einem Magazinsgebäude. Das ist schließlich keine Festung, nicht einmal ein Kerker. Es ist noch lange nicht morgen. Ich muß einen Weg zur Rettung finden!

Aber wo ist der Weg? Er erinnerte sich an die Indianergeschichten, die er als Junge gelesen hatte. Da gab es ähnliche Fälle. Da war ein Weißer, den die Rothhäute gefangen genommen und an einen Baum gebunden hatten, daß er sich nicht rühren konnte. Und tanzten beim Feuer einen wilden Tanz um ihn herum und warfen mit Tomahawks auf den Baum, daß die Beile rings um ihn in der Baumrinde stecken blieben. Und dann schliefen sie ein. Aber den weißen Mann ließen sie scharf bewachen, trotzdem er an den Baum gebunden und gefesselt war. Und der Weiße kam doch los. Wie eine Schlange hatte sich im Dunkel der Nacht ein Helfer aus dem Dickicht herangeschlichen, die Fessel und die Stricke zerschnitten . . .

Aber war das auch wahr? Waren das nicht erfundene Geschichten eines Erzählers, eines Romanschreibers? Aber wenn sie auch wahr sein würden, oder wahr sein könnten, so gab es doch immer einen Helfer, einen Freund in der Not, einen Kerl, der einem Helden verteuelt ähnlich sah und jedenfalls sehr geschickt war. Er aber hatte keinen solchen Helfer, keinen solchen Freund. Ja, er hatte überhaupt keinen. Und stand hier ganz allein, verlassen, einzig auf sich selbst angewiesen. Seine Arme waren ja kräftig, aber er konnte sie nicht rühren und niemand wird kommen, um ihm seine Fesseln abzunehmen!

Seine Gedanken flogen weit weg. Joe Smith wäre vielleicht so einer, um ihn jetzt zu befreien! Aber Joe Smith ist weit weg, in London, und sucht jetzt eine Frau für ihn oder hat sie vielleicht schon gefunden. Und sitzt mit ihr irgendwo, bei einem angenehmen, gemüthlichen Gespräch und erzählt ihr von Westaustralien und dem Telegraphenbeamten Ashton aus Perth, zu dem er sie bringen wollte, damit sie seine Frau werde. Dann dachte er an Joe Smiths Worte, damals in seiner Mutter Haus in Perth. Hatte dieser nicht gesagt: «Du verbrennst dir die Finger, Junge, laß ab von dem Weib! Du weißt ja gar nicht, wie sie aussieht und wieviel leicht magst du dich glücklich schätzen, daß sie an einen anderen gekommen ist und nicht an dich.»

Ja, aber nunmehr ist das ganz anders. Er weiß, wie sie aussieht. Er hat sie gesehen. Er hat sein Leben darangesetzt, um sie zu sehen. Und auch Joe Smith würde jetzt vielleicht anders urteilen.

Und er dachte an seine Mutter, die jetzt ahnungslos in ihrem Bette schläft und deren letzter Gedanke vor ihrem Einschlafen gewiß er war. Aber rasch drängte er diesen Gedanken zurück. Keine Sentimentalität in einem solchen Augenblick, wo er seiner vollen Nüchternheit, seiner Unbefangenheit so sehr bedarf in seinem Kampf um die allernächsten Stunden! Nein, er durfte jetzt nicht an seine Mutter denken!

Alles Denken wich auf einmal von ihm. Es war ihm, als ob sein Körper zerbräche. Erst in zwei große Stücke. Der Schmerz war so intensiv, so groß, daß er ihn durch gar keine Willenskraft mehr beherrschen konnte. So eine Willenskraft gab es überhaupt nicht. Ein Turm, ein Berg ist nicht so groß, wie dieser Schmerz. Australien ist nicht so groß. Das Weltmeer ist nicht so groß. Die ganze Welt kann nicht so groß sein, wie dieser Schmerz!

Mit aller Macht suchte er sich einen Schwung zu geben. Er spannte seine Nerven, seine Muskeln aufs höchste an, hielt den Atem zurück und gab sich einen Ruck. Es gelang auf irgendeine Art.

Er überdrehte sich und kam auf den Bauch zu liegen. Seine Nase steckte im Sand. Er stützte sich aufs Kinn, damit er richtig atmen könne, ohne Sand in die Nüstern zu bekommen. Dann versuchte er, mit der Backe aufzuliegen. Das war besser.

Er lag unbehaglicher als früher, aber die Aenderung der Lage gab ihm, wenigstens für den Augenblick, eine fühlbare Erleichterung. Er konnte es ganz genau feststellen. Der Schmerz war viel kleiner geworden. War nicht mehr größer als die Welt. Er war kaum größer als Australien.

Er konnte wieder ein wenig seine Gedanken zusammenraffen. Also: wie kommt er weg von hier? Wie und wer zerschneidet die Fesseln? Denn der Strick muß zerschnitten werden. Mit einem Messer. Er hatte doch ein Messer, zum Teufel! Das Messer! Er hat es ja noch gestern gehabt! . . . Ach ja! . . . es ist ja in Parkers Haus geblieben! Dort hatte er ja damit die Blechdosen geöffnet! . . . Nun hat er kein Mes-

ser! . . . Aber wozu ein Messer? Was könnte er mit einem Messer anfangen? . . . Hat doch die Hände, die Arme gefesselt, zusammengeschnürt und könnte sie ja auch lange noch nicht rühren, selbst wenn man ihn jetzt befreien würde! . . . Wozu braucht er ein Messer?

Lächerlich! Ein Messer in seiner Lage! Lächerlich! Lächerlich!

Und plötzlich fing er an zu lachen, ganz leise. Aber er lachte. Und dann lachte er stärker!

Da hörte er ein Geräusch neben sich. Jemand packte ihn, rüttelte an ihm und schrie ihm an: «Ruhig! Hören Sie auf mit dem Lachen, sonst kriegen Sie noch einen Anfall! Ich will Ihnen helfen!»

Es war der Amerikaner. Ashton erkannte ihn an der Stimme. Und ohne Uebergang schlug sein Lachen plötzlich in ein Schluchzen um.

Der Amerikaner zündete eine Laterne an, drehte Ashton herum und entledigte ihn rasch seiner Fessel. Dann begann er, ihm die Arme und Beine zu reiben. Aber es dauerte eine Weile, bis er ihn so weit hatte, daß er sich auch nur aufsetzen konnte. Seine Energie, seine moralische Kraft, seine geistige Regsamkeit hatte er viel rascher zurückgewonnen, als die Regsamkeit seiner Glieder.

Nachdem der Amerikaner Ashton mit etwas Whisky und Wasser gelabt hatte, hieß er ihn, seine Arme und Beine vorsichtig zu bewegen. Sie gehorchten nicht leicht. Und der Amerikaner mußte nachhelfen. Ashton fühlte, wie das Blut wieder hinüberzrieseln begann in seine Glieder, hinunter bis in die Spitzen der Fußzehen, und wie die Nervenenden in seinen Fingern wieder lebendig und empfindlich wurden. Ein wohlthuendes Gefühl ergoß sich aus seinem Herzen mit dem kreisenden warmen Blut in die erkalteten, abgeschnürt gewesenen Teile seines Körpers.

Der Amerikaner griff ihm unter die Arme und hob ihn in die Höhe. Dann führte er ihn wie ein Baby, das man die ersten Schritte lehrt, auf und ab.

Eine Viertelstunde später saß Ashton aufrecht auf einem Ballon Wollwaren und trank aus einem Thermophon, den der Amerikaner mitgebracht hatte, heißen Kaffee und erzählte diesem sein Erlebnis mit dem «Hastings» und die ganze Folge der Ereignisse seither. Der Amerikaner hörte aufmerksam zu. Ashton fühlte, daß er

ihm ein starkes Mitgefühl entgegenbringe, das noch weiter anwuchs, wie er in seiner Erzählung fortfuhr. Als er alles gesagt hatte, entstand eine kurze Pause des Schweigens. Beide blieben eine Weile still, wortlos. Dann aber reichte ihm der Amerikaner die Rechte und schüttelte ihm kräftig die Hand.

«Allright! Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt, daß Sie ein braver Kerl sind und nichts Unrechtes gewollt haben. Aber Ihr Recht auf jene Frau ist doch verteuelt zweifelhaft. Ich bin kein Rechtsgelehrter, aber auch rein menschlich gesehen, scheint es mir durchaus nicht gegeben, daß Sie auch nur den mindesten Anspruch auf Frau Parker erheben könnten. Aus dem Zufall irgendwelcher Nummern wollen Sie ein Recht ableiten auf den Besitz einer Frau, auf ihre heiligsten Gefühle?»

«Na, und Parker?» erwiderte Ashton, «hat der etwa ein besseres Recht auf sie als eine Nummer, den Zufall irgendeiner Nummer und noch dazu einer, die ihm zu Unrecht zugefallen ist?»

«Das ist doch ganz was anderes! Jener Zufall, ob gerecht oder ungerecht, ist bei Parker längst überholt. Überholt durch eine schwerwiegende Tatsache, durch die Tatsache des gesetzlichen Eheschlusses, durch die Einwilligung beider, durch ihr tatsächliches Zusammenleben seither. Sie aber sind ein Fremder. Sie sind ein Fremder geblieben. Bis gestern. Seit gestern allerdings . . . stehen die Dinge anders. Heute sind Sie hier kein Fremder mehr. Sie hat etwas mit Ihnen erlebt. Etwas, das keine Frau einem Mann je vergißt. Sie hat es begriffen, daß Sie Ihr Leben für sie hingeworfen haben. Sie hat es gesehen, daß Sie bereit waren, sich für sie, für ihre Frauenehre, zu opfern, ohne auch nur einen Augenblick zu zögern, ohne mit der Wimper zu zucken. Und sie hat dieses Opfer von Ihnen angenommen, hat es annehmen müssen . . . So etwas vergißt keine Frau einem Mann! Vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben hat dieses Weib Grund bekommen auf etwas stolz zu sein. Und Sie haben ihr diesen Stolz bringen können. Den größten für ein Weib: den Mann, den Helden, der sein Leben hinwegwirft für sie, Glauben Sie, daß Parker ihr bisher je in dem Glorienschein des Helden erschienen sei? Sie aber sind ihr in diesem Glorienschein auch jetzt noch gegenwärtig.»

(Fortsetzung folgt)



In Morpheus' Armen . . .

sobald sein Kopf das Kissen berührt. Jetzt kann er sogar um Mitternacht Kaffee — echten, köstlichen Kaffee — trinken, ohne die zugleich unangenehmen und schädlichen Wirkungen des Coffeins ertragen zu müssen: er trinkt Kaffee Hag.

Als der Arzt ihm den aufregenden Kaffee und Tee verboten hatte, nahm er zunächst seine Zuflucht zu Ersatzmitteln. Aber in keinem einzigen Surrogat fand er den edlen, vollen Geschmack, das witzige, belebende Aroma des authentischen Kaffees.

Welche Freude war nicht die seinige . . . als er — durch wiederholte Empfehlung ermutigt — den Kaffee Hag probierte, fand er doch in ihm alle Vorzüge vereint!

Kaffee Hag ist tatsächlich feinsten, unverfälschten Kaffee, dem lediglich die schädliche Droge, das Coffein entzogen ist.

Seither trinkt er nur Kaffee Hag, denn er hat sich davon überzeugt, dass er die Schlaflosigkeit und Nervosität bekämpft.

Warum sollten Sie nicht ein Gleiches tun? Es ist Ihnen leicht gemacht, Ihre Gesundheit durch Vermeidung von aufregenden, coffeinhaltigen Getränken, wie insbesondere Kaffee, zu schonen. Kaffee Hag bietet Ihnen ja ohne die geringste Beeinträchtigung den gleichen Genuss, die gewünschte belebende Wirkung.

Pflegen Sie Ihre Gesundheit . . . verschafft Sie Ihnen doch allein Ihren erquickenden Schlaf, Ihr frohes Gemüt, Ihr frisches Aussehen. Sie ist die Quelle all Ihrer Freuden und Ihres Erfolges. Kaffee Hag trägt — an die Stelle schädlicher Getränke gesetzt — das Seinige zu Ihrem Wohlbefinden bei.

KAFFEE HAG SCHONT IHR HERZ

KAFFEE HAG

ECHTER KAFFEE

Birkenblut

erzeugt prächtiges, Puppiges Haar. Heilt Haarausfall, Schuppen, kahle Stellen, stürzenden Haarwuchs. Im Arztl. Gebrauch. Mehrere tausend lobendste Anerkennungen und Nachbestellungen. Große Flasche Fr. 3.75. Birkenblutshampoo, der Beste 30 Cts. Birke blutcreme gegen trockene Haare, p. Dose Fr. 3.— und 5.— in Apotheken, Drogerien, Colffleurgeschäften und durch Alpenkräuterzentrale am St. Gotthard, Faido. Verlangen Sie Birkenblut.

Wenn Sie sich bei Bestellungen auf die „Zürcher Illustrierte“ beziehen, sichern Sie sich eine besonders aufmerksame Bedienung.

Für längeren Aufenthalt in PARIS bestens empfohlenes **Familienhaus** (möbliert. Zimmer etc.) mit Frühstück und Gärtnerei, direkt Licht u. mod. Komfort, «Le Logis», 54 Avenue d'Italie, 54. — Telef.: Gobellin 6625. — Nähe der Metro-Station u. der Tramway- und Autobus-Haltestelle.

Geniess die Stühle sind etwas unbequem, dafür ist aber die Zubereitung grossartig von Kleinle's Kaffeesurrogat: Moxcamischung

VIRGO

Ladenpreise: Virgo 1.50, Sphinx 1.50, NARGO 1.00

Für jede Dame ist **TAKY** eine wertvolle Erfindung sagt Fräulein **RAQUEL MELLER**

«Ich hörte oft von TAKY sprechen, dieser parfümierten Creme, welche gebräunert aus der Tube kommt und in 5 Minuten überflüssige Härchen und Haarflaum entfernt. Als vorsichtige Frau wollte ich mein Urteil nur nach einem sorgfältigen Versuch abgeben: Ich gestehe, daß ich entzückt bin. TAKY ist hundertmal besser als das unbehagliche Rasiermesser, welches Pöbel verursacht und das Nachwachsen der Haare beschleunigt, oder als die alten schlecht riechenden und in der Anwendung komplizierten Enthaarungsmittel. TAKY riecht gut, reizt die Haut nicht und ist ebenso leicht anwendbar wie eine einfache Schönheitscreme. In kurzer Zeit wird keine Dame mehr ohne TAKY auskommen. TAKY ist eine wertvolle Entdeckung für uns.»

Die Creme TAKY ist in allen Apotheken, Drogerien, Parfümerien usw. erhältlich. Preis Fr. 3.25. Nur eine Größe im Handel. Erfolg garantiert oder Geld zurückvergeben. Vor schädlichen Nachahmungen wird gewarnt. Alleinvertrieb für die Schweiz: «Le Taky», Säntensstrasse 59, Basel. Vor Nachahmungen wird gewarnt! Nur für diejenigen Packungen wird garantiert, die eine mit meinem Namen versehene rote Bänderole tragen.

Gütermanns

Nähseiden